14. November 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 259

In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(19. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Die alte Frau wischte mit dem Handrücken über die Augen: „Harte Worte sind nicht nötig, Fritz. Du sollst das Mädchen haben, bring' sie nur bald in das Haus!"

Da starrte der Sohn seine Mutter an, lachte, hob das kleine Weiblein in seinen starken Armen empor und küßte sie. „Mutter!" sagte er in jauchzender Freude „Mutter!" und ließ sie sachte wieder nieder.

„So seid ihr verliebten Leute nun einmal," rief die Mutter, „du bist herumgelaufen wie eine Katze, wenn es donnert. Vor lauter Nachdenken bist du nicht auf den Einfall gekommen, mich zu fragen, ob ich denn noch so denke wie anfangs. Und auch den Freibauern verstehst du falsch, wenn du meinst, der wäre nicht mit uns einverstanden. Wir haben zwar nicht nach ihm zu fragen, aber wären auch die alten Beziehungen nicht, er ist immerhin ein Mann, auf den man hören kann. Er ist sogar dein Freiwerber bei mir gewesen. Ich war vor meiner Krankheit bei ihm."

Der Bauer lief erregt im Hofe auf und ab und sagte: „Das versteh' ein anderer. Hab' ich doch, weiß Gott, gemeint, ich müßt' einen Berg abgraben und nun . . . Das versteh' ein anderer!"

Die Mutter lachte: „Nun bringe es aber auch rasch in Ordnung, mein Junge."

Da riß der Bauer die Uhr heraus und sagte: „Es ist acht, wenn ich lebhaft fahre, bin ich in einer Stunde in Rehbach. Was meinst du, Mutter?"

„Daß du heute abend bleibst, wo du bist. Am kommenden Sonntage aber fährst du nach Rehbach."

„Hm," sagte Fritz Menzel, „es ist ein bißchen lange bis dahin, aber was will ich machen gegen eine solche Mutter."

Er geleitete die schwache Bäuerin in ihre Kammer und drückte sie noch einmal an sich. Dann schrieb er einen langen Brief an den Freibauern.

Der teilte daraus Anna Dorothea mit, was er für angebracht hielt. So kam es, daß Fritz Menzel, als er am Sonntag in das Botenhaus kam, Martha Schmidt und ihre Mutter antraf.

Daß die Mutter da war, bedrückte ihn zwar ein wenig, aber als die Frau aus der Stube gehen und die jungen Leute allein lassen wollte, sagte er: „Was wir zwei, Martha und ich, zusammen zu reden haben, das sollt Ihr auch hören."

Und nun brachte er seine Werbung kurz und knapp vor. Das Wort „Liebe" fiel dabei nicht, aber er sagte dem Mädchen, daß er sie herzlich bitte, sein Weib zu werden.

„Du weißt alles?" fragte Anna Dorothea an Stelle ihrer Tochter.

„Ja," sagte Fritz Menzel, „alles."

„Und du willst mein Kind doch zu deinem Weibe machen?"

„Das will ich."

Nun ging Anna Dorothea wortlos zur Tür hinaus und ließ Fritz Menzel und Martha allein in der Stube.

Fritz aber faßte des Mädchens Hände und fragte: „Kannst du mir verzeihen, daß ich so lange wartete, und willst du mein Weib werden und mich lieb haben?"

Martha aber fragte: „Wirst du nie meiner armen Mutter einen Vorwurf machen?"

„Nie, solange ich lebe."

Da warf sich ihm das Mädchen in die Arme. Und Fritz Menzel lachte und küßte sie. „Endlich," sagte er, „endlich, Martha, und ich Narr kam nicht schon früher! Nun aber wäre ich gekommen, und wären sie alle gegen mich gewesen."

Da machte sich das Mädchen frei und rief: „Und deine Mutter, Fritz?"

„Weiß alles."

„Und ist einverstanden?"

„Von Herzen, nur sollst du recht bald nach Möncheбach kommen."

Da gab sich Martha ihrem Glücke hin. Fritz klagte sich wohl noch mehrmals an, daß er so lange gewartet habe, aber das Mädchen sagte: „Fritz, ich habe das nicht anders erwartet und kann es verstehen."

Fritz Menzel aber schämte sich dennoch.

Anna Dorothea war von Herzen froh, daß alles so gekommen war. Man sprach über die Hochzeit. Langen Brautstand wünschte keines. Die Botin wollte auf dem Freihofe bleiben, ihr Häuschen aber nicht verkaufen. Nur die Wirtschaft wollten sie auflösen.

Die drei gingen zu dem Freibauern. Der drohte Fritz mit dem Finger und sagte: „Hast ein bißchen lange gebraucht, bis du gescheit geworden bist. Sei froh, daß sie dich noch mag." Das Mädchen drückte ihrem Bräutigam die Hand und lächelte, aber Fritz Menzel, dem es sonst nicht an Worten fehlte, wußte nicht recht, was er sagen sollte. Da kam Hanna herein. Martha Schmidt fiel ihr um den Hals. Was war aus dem armen Menschenkinde geworden! Sie war nun auch körperlich beinahe ein Kind.

Der Vater sagte ihr: „Nun, Hannchen, wollen Fritz und Martha heiraten."

Da lächelte die Kranke und fragte mit ihrer milden Stimme: „Heiraten sie im Himmel auch?" Als Martha Schmidt das hörte, lief sie zur Tür hinaus

und weinte. Auch Fritz Menzel kehrte sich ab. Der Freibauer aber nahm sein Kind in die Arme und sagte: „Ja, mein Kind, die heiraten, sind allemal im Himmel.“ Und Hanna lächelte. Dann ging sie mit Anna Dorothea in den Garten.

Fryman aber saß mit Fritz Menzel und Martha Schmidt zusammen. Sie sprachen über die Zukunft. Er erbot sich, Schmidts Grundstücke käuflich zu erwerben, und Martha war verwundert über den hohen Preis, den er bot. Der Freibauer aber sah oft mit seinen scharfen Augen auf das Brautpaar und strich dann über die Stirn, als würden die Gedanken da drin zu schwer.

Am dritten Tage danach verreiste der Freibauer. Er hatte Fritz Menzel brieflich gebeten, in den kommenden Tagen, wenn möglich, ab und zu auf dem Freihofe vorzusprechen, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Dem kam die Bitte gelegen, und der Freibauer konnte sich über Fritz Menzels mangelnde Anwesenheit nicht beklagen. Er kam alle Tage.

Den Freibauern aber führte die Eisenbahn weit von der Heimat fort. Die Leute, die mit ihm im Wagen saßen, sahen oft nach der schweigsamen, starkknochigen, langen Gestalt, die bäurisch aussah, aber zu anzüglichen Bemerkungen wahrlich keinen Anlaß gab. Der Mann sah, obwohl wie ein Bauer, doch aus wie einer, der zu befehlen gewohnt ist. Das große Auge blickte scharf. Endlich war der Ort Wilferdingen erreicht. Hofaufgerichtet schritt der Freibauer auf dem Bahnsteig dahin. Er hatte nicht einmal die weitausholenden, schweren Schritte, die sich der Bauer bei seiner Arbeit leicht angewöhnt. Unter dem schwarzen Filzhute hing eine graue Haarsträhne hervor. Der Mann ging auf der Landstraße dem Städtchen zu. Rechts vom Wege stand die Zuckerfabrik. Die betrachtete er von weitem. Die Rübenverarbeitung hatte noch nicht begonnen, nur einige Leute waren mit Vorbereitungen beschäftigt. Dann ließ der Freibauer seine Augen über die Felder schweifen. Die Gegend war fast eben, kaum hie und da ein wenig wellig. Sie schien außerordentlich fruchtbar zu sein, aber es fehlte an Wald. Nur ganz in der Ferne erblickte man einen Laubwald. Das bedrückte den Freibauern. Berge und Wald mußten um ihn sein, wenn es ihm wohl sein sollte. So schritt er weiter. Da kam er an einem Felde vorüber, auf dem zwei Knechte ackerten. Jeder hatte drei Pferde vorgespannt, so schwer war der Boden.

Fryman sah der Arbeit zu. Dann, als der eine Knecht nahe an ihm hin arbeitete, fragte der Freibauer, wem das Feld gehöre.

„Es gehört zum Gute,“ sagte der Knecht.

„So, und wem gehört das Gut?“

„Das weiß doch jedes Kind, daß das dem Fryman gehört,“ rief der Knecht und schritt weiter. Ihm schien es, als wolle man ihn mit der Frage nach dem Besitzer des Gutes zum besten haben. Die Frymans waren hinlänglich bekannt. Das Gebäude, das links drüben ein wenig abseits des Städtchens lag, schien das Gut zu sein. Wenigstens durfte man nach dem Türmchen auf dem Dache darauf schließen.

Die Frymans in Wilferdingen stammten von den Rehbachern ab. Das Stammgut war der Freihof in Rehbach. Der Urgroßvater des jetzigen Rehbacher Besitzers hatte zwei Söhne gehabt. Von denen hatte der ältere den Freihof geerbt, der andere hatte das Stadtgut in Wilferdingen erheiratet. Die Familien unterhielten nur wenige Beziehungen zueinander, und selbst die waren unter den jetzigen Besitzern fast eingeschlafen. Der Großvater Fryman in Rehbach hatte nur einen Sohn gehabt, den Vater des jetzigen Freibauern, der auch wieder nur einen Erben. Aehnlich war es in Wilferdingen gewesen, nur hatte der Großvater noch eine Tochter gehabt. Die war aber als Kind gestorben. Der jetzige Besitzer hatte zwei Söhne. Das wußten die Rehbacher aus den gelegentlichen wenigen Zeilen, die man sich schrieb.

Der Freibauer schritt dem Gute zu. Der Weg dahin war sauber, die Hecken zu beiden Seiten waren gestutzt, das Haus selbst mit kernhaften Sprüchen geziert. Man sah es dem ganzen Anwesen an, daß hier ein städtischer Bauer wohnte. Warum nicht, sagte Fryman bei sich, ländlich-sittlich. Wir kehren mit Absicht den Bauern heraus. Das würde hierher nicht passen.

Da kam über den Hof daher ein Herr, die Zigarre im Munde, städtisch, aber einfach gekleidet. Er war beinahe so groß wie der Freibauer und wohl auch so alt. Als er den Freibauern erblickte, hielt er die Hand über die Augen, weil ihn die Sonne blendete. Dann kam er mit raschen Schritten näher, hielt dem Ankömmling die Hand entgegen und sagte: „Ernst aus Rehbach?“

„Jawohl, Traugott,“ und sie schüttelten sich die Hände.

„Hat die Katze doch recht gehabt,“ lachte der Gutsbesitzer. „Sitzt das Biest den ganzen Tag unter dem Ofen und kämmt sich mit der Pfote über die Ohren. Traugott, das bedeutet Besuch, spricht die Mutter. Ich lache sie aus und, weiß Gott, da bist du.“

Damit schob er seinen Arm in den des Freibauern und zog ihn in das Haus. Was es von außen versprochen hatte, das hielt es im Innern. Es war durchaus behaglich eingerichtet, alles ließ Wohlstand erkennen, doch war er nicht protzig zur Schau getragen. Läufer auf den Treppen, bunte Fenster in der Flurtür, Kleiderhalter mit Spiegel waren hier selbstverständlich. Nun kam auch die freundliche Wirtin, ein weißes Häubchen auf dem ergrauenden Scheitel. Sie war klein und rundlich, aber lebendig und frisch. Die Hand, die sie zur Begrüßung in die des Freibauern legte, war klein und fleischig. Die Frau lachte über das ganze Gesicht und nötigte den Besuch in die Sofaecke. Im Zimmer stand ein Klavier, an den Wänden hing eine Anzahl guter Bilder. In einer Ecke waren Pfeifen aufgestellt. Rehgeweihe hingen zwischen den Bildern, und der Schreibtisch aus Nußbaum war mit Papieren bedeckt. Es sah aus, als wäre der Besitzer eben aufgestanden.

Traugott Fryman setzte sich neben seinen Besuch, schlug ihm auf den Schenkel und sagte: „Wahrhaftig, Ernst, eine größere Freude konntest du mir nicht machen! Hoffentlich aber ist es nichts Schlimmes, das uns deinen Besuch bringt.“ Ohne aber auf Antwort zu warten, rief er seiner Frau, die eben aus dem Zimmer gehen wollte, um den Kaffee zu bestellen, zu: „Mutter, schicke mal gleich den kleinen Horn nach der Schafweide. Hans und Elli sind mit den Kindern dahin gegangen. Sie sollen sich schleunigst heimscheren. Verrate aber nicht, wer da ist. Du mußt wissen,“ hier sprach er wieder mit seinem Verwandten, „Hans ist jetzt Inspektor bei mir. Zwei Kinder haben sie, und das dritte will kommen. Der Junge macht mir Freude. Er ist auf dem Posten und sieht überall selbst nach dem Rechten. Und seine Frau paßt zu ihm. Na, sie tun es ja auch für sich selbst. Sie bekommen die ganze Klitsche. Kurt ist Amtsrichter in Dormbrück, du besuchst ihn doch auch?“ „Wenn ich kann.“

„Selbstverständlich mußt du hin. Die Jungen haben mich ein Stück Geld gekostet! Sind beide Reserveoffiziere. Haben auch beide den Feldzug mitgemacht und ist glücklicherweise keiner verwundet worden.“

„Dann danke Gott. — Du scheinst dick in der Wolle zu sitzen und konntest deinen Söhnen eine gute Ausbildung geben lassen.“ (Fortsetzung folgt)

Die Morgensprache auf dem „Sankt Olaf"

Von Hans Friedrich Blunck

Die wilde und abenteuerliche Schönheit des Nordlandes und tollkühner Wikingerfahrten an die Küsten der Alten und — zwanzig Jahre vor Columbus — der Neuen Welt, ist in dem neuen Buche Hans Friedrich Bluncks „Die große Fahrt" mächtig geworden. Ein Roman von Seefahrern, Entdeckern, Bauern und Gottesmännern (Verlag Albert Langen/Georg Müller in München. In Leinen gebunden M. 4.80.) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages entnehmen wir aus diesem Buch, das beanspruchen kann, ein echtes deutsches Helden- und Volksbuch zu sein, die nachstehende bezeichnende Probe.

Der „Sankt Olaf" lag schon unter Wimpeln. Ein Windstoß riß die Kajütentür vor Hans Pothorst auf, als wollte er ihn eilen heißen. Statthalter und Hauptleute waren schon versammelt. Der Oberst trat frisch und jugendlich ein, blinzelte Diderik Pining an und setzte sich neben den alten Waffenmeister Undaan, der uralt, verkrüppelt zwischen seinen Krücken zu schlafen schien. Aber es gab niemand, der getreuer über Pining und Pothorst wachte, niemand, der über Schießfeld und Befestigung besser Bescheid wüßte als er und auch niemand, der ohne Buch und Karte alle Etmale der Fahrten im Gedächtnis behielt.

Diderik Pining hatte schon begonnen, er fuhr fort zu sprechen; Pothorst sah, wie die Hauptleute an seinen Lippen hingen, wie sehr jedes Wort sie anging. „Wir werden versuchen, ein Land zu suchen," hörte er, „das die Männer dieser Insel hundert Jahre lang befahren haben. Es hat zum Erzbistum Bremen gehört, sagen mir die Priester dieser Insel, und es sind Norweger, Deutsche, Iren und Isländer drüben gewesen, und haben es Winland und Markland genannt." Die Schultern des Statthalters schoben sich nach vorne. „Jene Männer haben das Land verloren, es ist ohne Flagge. Was wir ansegeln, ist unser, Hauptleute." Die Männer nickten und schwiegen, ihre Köpfe waren schwer und dunkel. „Sind's Karelier, wie in Grönland, die drüben leben?" fragte Klas Steen endlich.

„In den Büchern über jenes Land heißen sie Strälinger und sind braunrot, nicht gelb und schlitzäugig wie die Karelier. Und ihre Waffen sind Pfeil und Bogen. Auf vielen Kähnen kommen sie blitzschnell, heißt es."

Die Hauptleute nickten, sie hatten schon dies und das erhorcht und wußten, daß eine abenteuerliche Fahrt vor ihnen lag. „Wann," fragte einer drängend, aber der Statthalter antwortete nicht. „Wann fahren wir?"

„Hast du die Segelanweisung aufgeschrieben?" fragte Pining und wandte sich an Jan Undaan. „Ich will, daß jeder Steuermann und jeder Maat sie kennt."

Der Alte nickte und zog einige Blätter aus dem Koller — die Krücken glitten ihm unter den Schultern heraus, jemand half ihm.

Der Statthalter wartete eine Weile; jetzt erst kam der gewichtigste Entscheid: „Es fahren die ‚Ole Mareike' unter Niklas Steen und der ‚Sankt Olaf' unter Johann Skolvus. Ich bin auf dem ‚Sankt Olaf' an Bord, der Oberst auf der ‚Mareike', so haben wir's abgesprochen."

„Und wer schützt die Insel?" mußte Pothorst fragen und dachte an Deike.

„Der ‚Swarte Buck' bleibt unter Island, wir müssen ein Schiff mit großem Geschütz zum Schutz der Küste zurücklassen." Pining winkte, Hauptmann Lüdekin holte eine Mappe mit Seekarten und schob sie vor ihm auf den Tisch. Sein Kopf war brennend rot, er hatte den ‚Swarten Buck' unter sich, aber er wagte nicht zu widersprechen.

„Hier sind in doppelter Zeichnung die Karten von Grönland, wie Undaan sie gezeichnet hat," erklärte Diderik Pining. „Hier der Eriksfjord, in dem sich einstmals die Isländer festgesetzt hatten. Sie waren Bauern und erlagen den Kareliern; wir sind Seefahrer und haben einen Berg im Meer als Landmal und als Feste genommen." Pining fuhr mit der Hand über die Karten wie einstmals beim Abt von Rök; niemand sagte ein Wort, nur der Atem der Männer war heftiger als sonst. „Hier ist das Westkap von Grönland," schloß der Statthalter leise, „und hier, Hauptleute, stürzt das Meer in die Tiefe, oder wir finden das Land."

Sie sprachen nicht, sie liebten unnütze Worte nicht und es war nichts zu fragen; nur Niklas Steen stöhnte auf vor Freude. „Wann?" seufzte er.

„Ich sage die Stunde an, ich will kein Volk am Strand." Diderik Pining senkte die Stirn. „Land suchen alte Gliekendeeler, freies Land Gottes, wenn der Himmel uns gnädig ist."

Sie schwiegen und nickten ihm zu. Da fuhr er fort, gemessen, wie sie es gewöhnt waren. „Die Könige wollen, daß wir Grönland nennen, was wir sehen. Es soll kein lautes Wort und Gerücht darüber erhoben werden. Darum, so befehle ich, soll die Mannschaft glauben, es sei Grönland vorgelagert, einerlei, was wir finden, und so wollen wir vor ihr handeln."

„Müssen wir dem König gehorchen, Statthalter?"

„Ja. Denn ich denke, daß wir ihren Befehlen zu folgen geschworen haben, so lange wir in ihren Diensten stehen."

„Und was wirst du danach tun?"

„Das werden wir danach bereden."

Einige Seufzer, unterdrückte Flüche. Diderik Pinings Gesicht schien unbeweglich, aber in seinen geraden, gefurchten Zügen spielte ein großes inneres Leuchten.

Sie schwiegen noch und kosteten die Feierlichkeit des Augenblicks. Dann verlangte Pining, man solle über Sorgen und Erfahrungen reden. Die Hauptleute brachten knurrig das oder jenes vor, der Führer antwortete allen, da war nichts, was er nicht schon bedacht hatte. Eine Stunde wohl ging ein hitziges Fragen und Raten hin und her.

Dann meldete sich der alte Waffenmeister Jan Undaan zum Wort. Aber des Statthalters Blicke glitten an ihm vorbei, er scheute sich heut vor dem Gesicht des Alten, dessen greisbärtig überwachsene Züge wie die eines Toten schienen. Ein Knecht trat ein und warf hastig getrocknetes Schilf und Strandtrieb aufs Feuer. Es knisterte und flackerte rötlich über die Wände und über das tiefe Dach des Raumes.

Sie schwiegen, solange er geschäftig war. Dann stand Jan Undaan auf, die Krücken schlugen schwer auf den Holzboden. Man war es gewohnt, daß der Greis auf und ab ging, alte Wunden ließen ihm keine Ruhe.

Der alte Undaan war noch mit Heinrich dem Seefahrer längs Afrika gezogen, er hatte die Meere hinterm Sinai, ans Ruder geschmiedet, befahren, er hatte einst, ehe ihm eine Kugel die Füße lähmte, den jungen Pining die Seefahrt gelehrt. Niemand auf Erden hatte alle Maße und Fahrzeiten, alle Winde und Wolken, und alle Gesetze der Seefahrt im Kopf wie er. Aber die Hauptleute mochten ihn nicht.

„Hast du noch eine Frage, Jan Undaan? Halt sie kurz." Der Statthalter wollte die Morgensprache ohne Zwist schließen.

„Deine Karten sind für fünfzehn Etmale westlich von Grönland gezeichnet," begann Jan Undaan. „Wie, wenn es zwanzig Tage sind?"

„Wenn wir deinen Kopf haben, brauchen wir keine Karten, Jan!"

Der Krüppel schwang sich schaukelnd zum Tisch zurück und ließ sich in die Bank sinken. Seine wulstigen Augenbrauen, die breite, unförmige Nase traten im Oberlicht doppelt hervor.

„Drei Dinge habe ich dir heute zu raten, Statthalter, und du wirst mich hören müssen. Zum ersten: Es wird eine lange Fahrt und wir werden auf uns allein stehen. Sorg dafür, daß deine Männer nichts haben, um heim zu denken."

„Was willst du damit sagen?"

„Jag vorab das Weibsvolk ins Meer, das deinen Leuten anhängt, Weiber sind für die Bauern, aber nicht für die Männer vorm Tod."

Der junge Hauptmann Lüdekin suchte seinen Schreck, dann sein Lächeln zu bergen; als er sich hilfesuchend an den Statthalter wandte, saß der mit bleiernem Gesicht am Tisch.

„Zum zweiten: Sag dem König auf, vor dem du auf Fahrt gehst." Die Männer blickten zögernd zu Pining hinüber, aber es war sonderbar, niemand wagte diesem Greis das Wort zu verbieten. „Dein Bündnis war schlecht, Pining, wenn es mehr als eine List war. Betrüg den König!"

Die Hauptleute Klaas Steen und Oeverwinden sahen einander ermunternd an und blickten auf ihre Hände, als der Statthalter es gewahr wurde.

„Und das dritte, wovor du uns warnst," versuchte Hans Pothoff den Alten. Fremde kamen über das Deck, der Greis horchte. Dann war es, als erkannte er den Schritt, man sah wie seine Züge sich spannten. „Zum dritten: Rechne ab mit denen, die zu dir kommen." Jan Undaan hob plötzlich die Krücke — schier unbegreiflich war es, woher er die Kraft nahm — und schleuderte sie mit Wucht gegen die Tür der Kajüte. Dann sank er wie leblos zurück gegen den Tisch gestützt, die Augen geschlossen. Von den Lippen rann ein Blutstropfen in den Bart.

Die Männer horchten atemlos auf die Ankommenden. Ein Knecht drückte von draußen die Klinke nieder — Schritte, hastige Worte. Dann stand Grettir Einarsson auf der Schwelle.

Der 13. Januar 1782

Von Else von Hollander-Lossow

Der 13. Januar 1782. Ein Sonntag. Die Mannheimer Bürger haben etwas zu sehen. An den Straßen und Brunnenröhren der Stadt kleben Zettel mit der Angabe: „Wegen der Länge des Stücks wird schon präzise 5 Uhr angefangen." Kopfschüttelnd stehen ein paar Alte vor den Zetteln, heben sich auf die Zehenspitzen, um auch noch die Nachbemerkung des Verfassers lesen zu können:

„Man wird nicht ohne Entsetzen in die innere Wirtschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den inneren Gewissenswurm nicht töten, — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen her sind. Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach und der Mann gehe nicht ohne Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsehung auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Ansicht und Gerichte brauchen und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne."

„Ein Leben ist das heut bei uns in der Stadt!" sagt im Weitergehen der biedere Roßwirt, „man sollt meine, es wär a ganz großes Fescht zu erwarte! Ob man wohl auch die paar Grosche riskiert?"

„Ha, Vadder, da hättst die eile müsse!" lacht der Jüngere, „hab vorhin schon gehört, das längst nit alle, wo Karte hawe wolle, welche gekriegt hawwe. Is schon taglang ausverkauft, siehst ja all die Wage, wo in dene Gasthöf ausgespannt hawwe. Awwer man wird vors Theater gehe und zusehe, wie alle Leut hineinströme, wo aus Heidelberg und Darmstadt und Frankfurt und Mainz und Worms und Speyer gekomme sind! Und vielleicht da werde wir gar den Herre Dichter sehe. Hab schon gehört, daß man heut mittag um eins seinen Platz wird einnehme müsse, wenn man nicht grad eine Loge bestellt hat!"

„Und da solle die Leut vier ganze Stunde warte, bis das Zeug endlich losgeht! Ein bißche viel verlangt!" murrte der alte Roßwirt. Aber der Sohn ist anderer Meinung.

„Man sagt doch halt, es soll gar so was ganz Besonderes sein!" —

Der Buchhändler und Verleger Schwan ist von seinem Logenplatz hinter die Bühne gegangen, sehr aufgeregt. „Ja, ist denn der Dichter noch nicht da?" fragt er einen Bühnenarbeiter, der eben ein Versatzstück zurechtrückt. Der zuckt die Achseln. „Sind ja so viele Mensche in dem Haus, wird der Verfasser auch wohl drunter sein!" Aber Schwan läßt sich nicht beruhigen. Er geht bis an die Schauspielergarderobe, klopft, tritt ein. Iffland ist eben dabei, das Gesicht zu schminken. „Ist der Dichter vielleicht hier?" Iffland sieht nur flüchtig zur Tür hin, zu dem aufgeregten Schwan. Was geht ihn der Dichter an? Ihm hämmert die Rolle in Kopf und Herz. Ein Achselzucken ist alles, und Schwan steht wieder draußen. „Und es sind doch bloß noch zehn Minuten bis zum Anfang . . . wenn er nun nicht kommt . . . wenn sein Herzog ihn nicht wegläßt . . ." Schwan merkt, daß er zu den leeren Wänden redet, denn auch die Souffleuse, an die er sich gewandt hat, ist eilig weitergegangen. Auch sie hat in diesem Augenblick andere Sorgen... „Wär doch zu schade, wenn der junge Mann nicht rechtzeitig zu seinem Ehrentag herkäme . . ." denkt Schwan.

Vor dem Wirtshaus zu Schwetzingen hält der Reisewagen. Die beiden Reisenden sitzen in der Gaststube. Der Tag ist kalt, eine Erwärmung tut not. Die Pfeife wird angezündet. Es tut wohl, mal durch die Stube laufen zu können — das lange Stillsitzen im Wagen soll dieser und jener holen! „Was Kräftiges zu essen!" sagt Petersen, und sein Begleiter nickt, ist aber nicht ganz bei der Sache. Das scharfgeschnittene Gesicht ist blaß, und die Augen brennen in einer heimlichen Erregung. War doch das Unternehmen, Stuttgart ohne Genehmigung des Herzogs heimlich zu verlassen, eine gewagte Sache für den Herrn Regimentsmedikus!

Die junge Kellnerin bringt heiße Fleischbrühe, gebratene Eier und kräftigen Landschinken. Und sie bleibt am Tisch bei den beiden stehen. „Arg kaltes Wetter heut!" lacht sie. Und der blasse, junge Reisende sieht auf einmal, wie blitzblau die Augen des Mädels sind. „Setzt dich daher zu uns!" bittet er und schiebt den Stuhl zurecht. Die Liesl setzt sich, plaudert munter drauflos. Der Kutscher wird hereingerufen, bekommt sein Schöpple Wein und läßt sichs schmecken. Zuerst sieht er bisweilen besorgt auf die Uhr, aber „nachher, wenn die jungen Herren es nicht anders wollen . . . ihm solls recht sein!" Der Schwetzinger Rote ist so übel nicht!

Die Sonne steht schon nicht mehr im Mittag, als der lange Petersen plötzlich unruhig aufspringt. „Kruzitürken, wir müssen weiter, vorwärts rasch . . . um fünf Uhr müssen wir in Mannheim sein . . ." Sein Begleiter fährt auf, nimmt den Arm von Liesls Schulter, greift nach dem Glas, will lachend abwehren. Da aber bannen ihn die Augen des Freundes. Auf einmal weiß er: er muß weiter, schnell! Er hat keine Zeit zu verlieren . . . etwas wartet auf ihn, etwas, was wichtiger ist als dieses hübsche Mädchengesicht und ein lockend roter Mund...

Es ist ein Wirbel. Der Kutscher wird aus seinem Hindämmern aufgerissen, die Pferde angespannt, die Reisenden nehmen ihre Plätze ein . . . gut, daß man genügend warme Decken mitgenommen hat! In der Wirtshaustür steht die blonde Liesl, lacht und winkt und ist doch ein kleines bißchen traurig. Der junge Fremde hat ihr gut gefallen. Wer mag er gewesen sein? — Der Wagen aber jagt dahin, immer eiliger wird die Fahrt, der frühe Winterabend beginnt zu dunkeln . . . Wird man doch zu spät kommen?

Im Mannheimer Schauspielhaus hat der Intendant seine Loge betreten, alle Personen von Bedeutung haben sich eingefunden. Der Buchhändler Schwan hat sich auf seinen Platz begeben. Gleich wird das Zeichen zum Ziehen des Vorhangs gegeben werden . . . und noch immer ist der Platz des Dichters leer. Der Zuschauerraum verdunkelt sich. Da plötzlich klappt eine Tür, Schwans Kopf fährt herum. Im Lichtschein, der vom Gang hereindringt, sieht er einen rötlichen Haarschopf schimmern. Gott sei Dank! Der Schiller ist doch noch rechtzeitig gekommen! Es wäre ja auch zu schade gewesen! Ob der Herzog ihn zurückgehalten hat?

Und nun hebt sich der Vorhang über dem Saal des alten Schlosses. „Aber ist Euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß!" Der junge Franz bemüht sich liebedienerisch um den alten Moor, das dramatische Geschehen der „Räuber" beginnt sich abzurollen. Die Menge lauscht, unter ihnen aber ist der eine, in dessen Seele die Vielfalt bunter Bilder schlummert, durch dessen Hirn Gedanken kreuzen, die weit über das enge Schauspielhaus hinausschweifen, und als der Beifall ihn umbrandet, da ballen sich in seinem Innern schon die Pläne zu neuem Werk. Und selig fühlt er: was diese Stunde brachte, das kann nicht untergehn, heilig wird sie dem Deutschen sein, weil nun ein Dichter seine Bahn begann.

Fröhliche Ecke

Versorgt. Der junge Regenschütz hat von seinem Vater ein schönes, großes Mietshaus geerbt. Es ist aber mit einer sehr schweren Hypothek belastet; ihr Inhaber ist der alte Dippelfink.

Der alte Dippelfink hat eine Tochter, die Lotte. Menschen finden einander: der junge Regenschütz will die Lotte heiraten.

Der alte Dippelfink hat ein Bedenken. „Sehen Sie, Herr Regenschütz: jetzt sind Sie bloß mein Hypothekenschuldner und müssen mir die Zinsen ordentlich und rechtzeitig zahlen. Wenn Sie aber mein Schwiegersohn sein würden — pah, da könnte ich wohl manchmal auf meine Zinsen lauern. Aber die brauche ich doch, ich muß doch davon leben."

Der junge Regenschütz glaubt, dieses Bedenken zerstreuen zu können. „Aber verehrter Herr Dippelfink — — Sie würden dann doch bei uns essen!"

*

Eine Gelegenheit. Fingerling hat sich einen Hund angeschafft. Es ist sein erster; Fingerling versteht überhaupt noch so gut wie nichts von Hunden. Deshalb ärgert er sich jetzt, als Bello auf dem Spaziergange schon zum zweiten Male Gras abknabbert und gierig hinunterschlingt. „Wirst du das gleich lassen, Bello!" schimpft er. „Das ist doch nichts für einen Hund!"

Ein unscheinbarer älterer Herr ist Augen- und Ohrenzeuge. Er tritt an Fingerling heran und zieht den Hut: „Verzeihen Sie, mein Herr: Sie beanstanden, daß Ihr Hund Gras frißt?"

„Na gewiß doch! Der Köter ist doch kein Schaf!"

„Sie sind im Irrtum, mein Herr: ein Hund frißt manchmal aus guten Gründen Gras. Sie scheinen mit Hunden nicht Bescheid zu wissen — — darf ich Ihnen ein noch sehr gut erhaltenes Exemplar von Brehms Tierleben zu niedrigstem Preise anbieten?"

*

Auf dem Bahnsteig. „Herr Schaffner, hält der Zug so lange, daß mein ein Beefsteak essen kann?"

„Das kommt ganz auf das Beefsteak an!"

*

Von der Reise zurück. „Na, hast du zu Hause alles so vorgefunden wie bei deiner Abreise?"

„Ja, vollkommen — sogar das elektrische Licht brannte noch in der Diele!"